

Studierende verlangen Ethik als Pflichtfach

Wirtschafts- und Finanzverbände unterstützen den Vorschlag

Heike Leitschuh

Sie haben genug davon, dass Fächer wie Betriebswirtschaftslehre (BWL) und Volkswirtschaftslehre (VWL) immer mathematischer und formalistischer werden und fordern: Mehr Wirtschafts- und Unternehmensethik! Studierende an 30 Hochschulen engagieren sich dafür, dass sich künftige Führungskräfte damit befassen sollen, welche sozialen und ökologischen Wirkungen Entscheidungen von Unternehmen haben und wie gesellschaftliche Entwicklungen und Bedürfnisse Firmen beeinflussen.

Nur wenige Hochschulen haben Ethik und Nachhaltigkeit verpflichtend in Lehrpläne aufgenommen, darunter jene in Lüneburg, Oldenburg und Halle. Deshalb fordert das Studentische Netzwerk für Wirtschafts- und Unternehmensethik (Sneep) in einem offenen Brief an 311 Rektoren deutscher Hochschulen: Wirtschafts- und Unternehmensethik sollen verbindlich in allen wirtschaftswissenschaftlichen Studiengängen behandelt werden. Die Finanzkrise habe gezeigt, „dass Akademiker Grundlagen ethischen Handelns für ihr Berufsleben erlernen müssen“, heißt es darin.

In Sneep haben sich Studierende vieler Fachrichtungen verbündet und eine Umfrage initiiert. Zwei Drittel der 3000 befragten Studierenden finden demnach Wirtschaftsethik relevant für ihr späteres Arbeitsleben. Sneep hofft, über den Brief an die Rektoren „verstärkt in den Dialog mit den Hochschulleitungen zu kommen“, sagt Koordinatorin Andrea Rentrop.

„Wir reden über Formeln, aber nicht genug über die wirtschaftliche Gesamtheit“

MARTIN FAUST, Professor an der Frankfurt School of Finance & Management

Ziel sind nicht unbedingt spezielle Lehrstühle. Ein erster, kostengünstiger Schritt sei vielmehr, „das Thema über Module in die klassische Lehre der BWL und VWL, die Welt der Zahlen, einzupassen“. Dies sei der beste Weg, findet auch Martin Faust, Professor für Bankbetriebslehre an der Frankfurt School of Finance & Management. Ethik solle nicht aufgesetzt werden, sondern „muss das ganze Studium durchziehen“. An seinem Institut gebe es ein Pflichtmodul. Doch insgesamt „haben die Wirtschaftswissenschaften erheblichen Nachholbedarf“, kritisiert Faust: „Wir reden über Formeln und Variablen, aber nicht genug über die wirtschaftliche und unternehmerische Gesamtheit.“

Tatsächlich fallen in den stark verdichteten Bachelor-Studiengängen Themen wie Wirtschaftsethik noch schneller unter den Tisch. Auch im Vergleich zum europäischen Ausland und den USA machen deutsche Hochschulen keine gute Figur. Immerhin: Der Verband der Hochschullehrer für Betriebswirtschaft widmet seine Jahrestagung 2011 der Nachhaltigkeit.

Die Studierenden von Sneep fühlen Rückenwind für ihre Initiative, weil die Bundesregierung kürzlich einen Aktionsplan für Corporate Social Responsibility (CSR) verabschiedet hat, um verantwortliches unternehmerisches Handeln stärker im Bewusstsein von Unternehmen, Zivilgesellschaft und Wissenschaft zu verankern. Konkret sollten sich die Hochschulen zu den „Prinzipien für verantwortungsvolle Management-Lehre“ des UN Global Compact bekennen.

Abschied vom Homo oeconomicus

Unterstützung für den Aufruf erfährt Sneep auch aus der Wirtschaft und Finanzwelt, etwa von den Wirtschaftsjunioren, dem Verband der jüngeren Führungskräfte und Unternehmer. Er orientiere sich am Ideal des ehrbaren Unternehmers, sagt Bundesvorsitzende Eva Fischer.

„In der universitären Ausbildung herrschen fast uneingeschränkt der Homo oeconomicus und das geronnene Wissen um betriebswirtschaftliche Abläufe“, kritisiert auch Ralf Frank, Geschäftsführer der Deutschen Vereinigung für Finanzanalyse und Asset Management (DVFA): „Das verstärkt die Probleme des Wirtschaftens eher und bietet kaum nachhaltige Lösungen für drängende gesellschaftliche und wirtschaftliche Fragen an.“

Die Sneep-Mitglieder fordern nicht nur. Sie haben Lehrveranstaltungen organisiert und in einem bundesweiten Projekt ein eigenes Lehrmodul Verantwortungsvolles Wirtschaften entwickelt. In Tübingen organisierten sie ein mehrmonatiges Studium generale zur Wirtschaftsethik. Dafür gelang es ihnen sogar, die für den Bachelor und Master wichtigen Credit Points zu bekommen.

Biobaumwolle – kein Gift fürs Geschäft

Bauern und Konsumenten profitieren vom umweltfreundlichen Anbau der Fasern. Aber noch ist der Anteil am Welthandel gering

Susanne Lost

Ouba Montadi ist ein zufriedener Mann. Er wohnt im kleinen Dorf Fouanliedi im Osten von Burkina Faso: drei Frauen, neun Kinder, bescheidener Wohlstand. Den verdankt der Bauer seinen Feldern, die er abwechselnd mit Hirse, Sesam und Baumwolle bestellt. Er kräftigt seine Pflanzen mit natürlichem Dünger, geerntet wird von Hand, denn Montadi ist Biobauer. „Früher baute ich Baumwolle auf konventionelle Art an“, erzählt er. „Dann nahm sich mein Bruder mit Pestiziden das Leben. Drei Jahre lang haben wir gar keine Baumwolle mehr angebaut. Aber als wir mitbekommen haben, dass der Anbau von Biobaumwolle ungefährlich ist, entschieden wir uns dafür.“

Der größte Vorteil sei die Gesundheit, „aber auch die Felder können sich erholen“, erklärt der Bauer: „Und wir haben von unserem Einkommen schon einiges angeschafft: Metalldächer für unsere Häuser, ein Motorrad und Werkzeuge.“ Montadi hat Glück. Er gehört zu den Wenigen in seinem Land, die gut von ihrer Arbeit leben können. Das verdankt er der Schweizer Entwicklungsorganisation Helvetas und Hessnatur, dem deutschen Spezialisten für natürliche Bekleidung. Gemeinsam starteten sie im Jahr 2005 in Burkina Faso ein Projekt zum Anbau von Biobaumwolle. Heute sind 7000 Bauern an dem Projekt beteiligt. Hessnatur bezieht 2010 voraussichtlich 300 Tonnen Biobaumwolle aus Burkina Faso.

Biobaumwolle aus Burkina Faso, das klingt exotisch und ist es auch – noch. Rund 100 Millionen Farmer produzieren weltweit 25 Millionen Tonnen Baumwolle pro Jahr – weniger als ein Prozent davon ist bio. Immerhin ist der Anbau von Biobaumwolle von 6500 Tonnen im Jahr 2001 auf 175 000 Tonnen im vergangenen Jahr gestiegen.

Um zu verstehen, wie kostbar das Naturprodukt ist, muss man wissen, wie Baumwolle konventionell entsteht. Auf 2,5 Prozent der landwirtschaftlichen Anbaufläche der Erde wächst die Malvenpflanze, meist in Monokultur. Diese Anbauform bringt enorme Erträge, aber sie laugt die Böden aus, und die Pflanzen werden anfällig für Schädlinge. Dagegen spritzt man Insektengifte – deshalb ist Baumwolle eine der pestizidintensivsten Kulturen überhaupt. 16 Prozent aller Pflanzenschutzmittel der Welt landen auf Baumwollfeldern.

Und aggressiv geht es weiter: Vor der maschinellen Ernte werden die Pflanzen mit Herbiziden entlaubt. Schwefelsäure, Natronlauge, Silikone, FCKW, Formaldehyd – die Liste der Chemikalien ist lang, mit denen die Baumwolle gereinigt, gebleicht, gefärbt und gleitfähig für das Weben gemacht wird. Auch Antipillingausrüstung, weicher Griff und Glanz entstehen durch chemische Substanzen. Der überwiegende Teil wird wieder ausgewaschen, aber große Mengen gelangen dabei irgendwo auf der Welt ins Abwasser.

„Konventionelle Textilindustrie ist extrem dreckig“, sagt Heike Scheuer vom Internationalen Verband der Naturtextilwirtschaft (IVN). Noch gefährlicher aber ist Genmanipulation. Heike Scheuer erklärt, warum: „Viele Bauern werden dazu gezwungen, Hybridsamen zu verwenden. Diese haben bestimmte Eigenschaften, entwickeln zum Beispiel ein eigenes Gift gegen Insekten. Aber sie sind unfruchtbar, das heißt, der Bauer muss jedes Jahr teures Saatgut

und passenden Mineraldünger kaufen und dafür hohe Kredite aufnehmen.“ Oft seien die Schädlinge im folgenden Jahr gegen das Pflanzengift resistent und vernichteten die Ernte dann trotzdem: „So geraten die Bauern in eine Schuldenfalle, etliche nehmen sich das Leben.“ Zwischen 2002 und 2006 begingen Experten zufolge allein in Indien, dem zweitgrößten Baumwollproduzentenland der Welt, mehr als 17 000 Bauern Selbstmord.

Im Vergleich zum konventionellen Anbau klingt es fast idyllisch, wie man Biobaumwolle hegt und pflegt. Bauern in Indien lernen das zum Beispiel von Experten der Organisation Chetna Organic. Die erklären ihnen, wie man die Felder pflügt und den Fruchtwechsel mit verschiedenen Feldfrüchten managt, wie Sprays aus Pflanzenextrakten und Rinderurin gegen Insekten helfen, wie man Kompost herstellt. Sie raten den Biobauern, viele verschiedene Pflanzenarten zu kultivieren und zeigen ihnen, wie man Regenauffangsysteme zum Bewässern baut.

Chetna Organic stellt Kontakte zu Märkten her, handelt faire Preise aus und regelt die Weiterverarbeitung der Baumwolle in Indien. Ähnlich arbeitet auch Helvetas in Burkina Faso. Nur 60 Prozent der Anbaufläche darf mit Baumwolle bepflanzt werden, der Rest mit Hirse, Sesam oder Erdnüssen. Man nutzt die Regenzeit für die Wachstumsphase der Baumwolle aus und verwendet eine Sorte, die weniger durstig ist als jene aus den USA, die intensiv bewässert werden muss. Im Mai wird gesät, die Pflanzen wachsen im Regen heran und öffnen ihre reifen Fruchtkapseln erst nach dem Oktoberregen. Dann wird gepflückt, sortiert, getrocknet – und der erste Schritt zu nachhaltiger Bekleidung aus ökologischer und fairer Produktion ist getan. Die strengen Kriterien gelten auch für die Weiterverarbeitung. Heike Scheuer sagt: „Qualitätsparameter sind: Wie lange hält der Stoff? Wie lange hält die Farbe?“ Ganz wichtig sei die Trennung von Bio- und Nicht-Bioprodukten, also auch von genmanipulierten und nicht manipulierten Fasern. Und: „Natürlich bestehen wir bei der Weiterverarbeitung auf die Einhaltung von Sozialstandards: keine Kinderarbeit, keine Zwangsarbeit, existenzsichernde Löhne.“

Der Bedarf an Baumwolle steigt enorm, vor allem in Asien. China ist mit 32,5 Prozent zwar weltgrößter Baumwollproduzent, verbraucht aber auch 40 Prozent der Weltbaumwollernte in seinem rasant wachsenden Bekleidungssektor. Indien hat 2010 sogar ein Ausfuhrverbot für Baumwolle erlassen. Die Wirtschaftskrise verschärfte die Situation noch: Die weltweiten Lagerbestände befinden sich auf einem historischen Tiefstand, die Preise an den Börsen explodieren, denn das weiße Gold wird knapp. Trotzdem kaufen immer mehr Konsumenten die teureren Textilien aus Biobaumwolle.

Ein Kompromiss zwischen biologischer und konventionell hergestellter Ware sind Fairtrade-Produkte. Maren Richter von Transfair, dem Verein zur Förderung des Fairen Handels mit der Dritten Welt, sagt: „Wir verstehen uns als Bindeglied zwischen der industrialisierten konventionellen Landwirtschaft und der ökologischen Landwirtschaft, die strengen Auflagen unterliegt, die aber nicht jeder Bauer erfüllen kann.“ Fairtrade-Organisationen unterstützen Bauern bei einer naturnahen Landwirtschaft und zahlen ihnen nicht nur einen fairen Lohn, sondern auch eine Prämie, über deren Verwendung sie selbst entscheiden können. Sie machen auch Misstände öffentlich. So beweist die Fairtrade Foundation in London in ihrem aktuellen Report, wie staatliche Subventionen für Farmer in den USA, China und der EU die westafrikanischen Baumwollproduzenten aus dem Wettbewerb drängen.

Baumwolle hat viel mit Lobbyismus zu tun. In diesem Sinne entspringt auch die private Entscheidung für Biobaumwolle dem Wunsch nach einer gerechteren Weltwirtschaft.

Zertifizierungen

OE 100 Standard Das Siegel der internationalen Organisation Organic Exchange garantiert 100 Prozent biologische Baumwolle.

OE Blended Standard Der Standard steht für eine Mischung aus biologisch angebaute und konventioneller Baumwolle. Er legt einen Mindestanteil von fünf Prozent an biologisch angebaute Baumwolle fest. Die restlichen 95 Prozent dürfen sowohl konventionelle Baumwolle als auch synthetische Fabrikate beinhalten.

GOTS Das Gütesiegel wird von einer internationalen Arbeitsgruppe vergeben und garantiert, dass mindestens 70 Prozent der Baumwollfasern von Biobauern stammen – oder von Bauern, die gerade auf Bioanbau umstellen. Ach die Einhaltung sozialer Mindeststandards wird überprüft.

Öko-Tex Standard 100 Das am weitesten verbreitete Textilsiegel garantiert, dass das fertige Kleidungsstück schadstoffgeprüft ist. Es sagt nichts darüber aus, ob und wie ökologisch oder fair es produziert wurde.

Fairtrade Dieses Label garantiert die Einhaltung von Fairtrade-Standards. Das sind zum Beispiel stabile Mindestpreise und gute Arbeitsbedingungen.

„Der wichtigste Vorteil ist die Gesundheit, aber auch die Felder können sich erholen“

OUBA MONTADI, Biobauer